

Blum, Ulrich

Article

Kulturelle Grundlagen der Ökonomie: Eine Analyse aus Sicht der modernen Informationsökonomik

Wirtschaft im Wandel

Provided in Cooperation with:

Halle Institute for Economic Research (IWH) – Member of the Leibniz Association

Suggested Citation: Blum, Ulrich (2008) : Kulturelle Grundlagen der Ökonomie: Eine Analyse aus Sicht der modernen Informationsökonomik, *Wirtschaft im Wandel*, ISSN 2194-2129, Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle (IWH), Halle (Saale), Vol. 14, Iss. 2, pp. 78-88

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/143609>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Kulturelle Grundlagen der Ökonomie: Eine Analyse aus Sicht der modernen Informationsökonomik

Der Kulturbegriff aus informationstheoretischer Sicht

Die Breite des Kulturbegriffs erschwert die Suche nach einfachen Definitionen. Kultur stiftet Identität innerhalb von Gruppen, indem sie ihren Mitgliedern gemeinsame Wertvorstellung gibt und somit den „sozialen Kitt“ über Schichten, Raum und Zeit erzeugt. Hieran partizipieren alle direkt oder indirekt, weshalb Kultur nicht als Gut im üblichen Sinne zu verstehen ist, obwohl sie an Güter, also an Waren (Bilder, Skulpturen, Gebäude), an Dienstleistungen (Aufführungen im Konzert, Theater, Oper, einem Happening) oder Rechte (an einer Partitur) anknüpft. Hier soll eine Begriffsfindung gewählt werden, die dem später gewählten informationstheoretischen Untersuchungsansatz entspricht: Unter Kultur werden solche verhaltensprägende Kodizes verstanden, die über die Zeit weitergereicht werden und eine Pfadbindung der gesellschaftlichen Entwicklung bedingen. Man kann somit Kultur als die „Gene“ der Zivilisation ansehen.⁴⁵ Spontane „Mutationen“ im Sinne kultureller Inventionen treten gelegentlich auf; erst wenn sie sich als lebensfähig erweisen, ist von einer kulturellen Innovation zu sprechen.

Die gewählte Definition verdeutlicht, daß sich Kultur nicht nur in Theatern, Museen oder Konzertsälen abspielt; sie beinhaltet viel mehr, nämlich (auch) die formell und informell kodifizierten Wertgrundlagen einer Gesellschaft. Der ökonomische Ordnungsrahmen ist damit Teil dieser Kultur und wird häufig auch als Wirtschaftskultur bezeichnet. Das abendländische Europa besitzt durchaus unterschiedliche Wirtschaftskulturen, denkt man beispielsweise an den „spirit of competition“ der Angelsachsen oder das „etatistische“ Denken, das besonders den Kontinentaleuropäern eigen ist.

Der Bezug zu den „Kodizes“ bedeutet, daß die Übertragungskanäle der Kultur in die Gesellschaft für die weitere Untersuchung bestimmend sind. Damit werden das Lagern bzw. Speichern kulturrelevanter Informationen (in Erzählungen, Bildern Schriften), das Übermitteln über Zeit und Raum und

schließlich das Entschlüsseln und Interpretieren der Botschaften wichtig. Die moderne Institutionenökonomik verweist nun auf die Bedeutung von Informationsstrukturen, insbesondere deren Kosten für institutionelle Arrangements. Vor allem Kooperation und Wettbewerb sind die wichtigen erklärenden Größen des Wandels. Dieser Ansatz wird hier weiter verfolgt. Dabei wird zunächst gezeigt, in welchem Maß kulturelle Innovationen die technologisch-wirtschaftlichen Innovationen bedingen. Dann wird der Bezug zwischen Kultur und gesellschaftlichen Werthaltungen verdeutlicht. Anschließend werden die produktions- und gutstechnischen Eigenschaften von Kultur analysiert, um schließlich die Übertragungskanäle der Kultur über das Informationssystem auf die Wirtschaft darzulegen.

Kulturelle Innovationen treiben den ökonomischen Wandel

Es ist augenfällig, daß viele frühindustrialisierte Länder um die Väter grundlegender technologischer Innovationen streiten: Es scheint so, als sei die Welt beispielsweise mit dem Telefon oder dem Flugzeug schwanger gegangen, und der Ort der Erfindung sowie der industriellen Entwicklung war dann eher Zufall. Offensichtlich benötigt eine Gesellschaft, um einen gewissen Fortschritt realisieren zu können, bestimmte, vorteilhafte Denkmuster. Ein Spannungsfeld zwischen Kooperation und Konkurrenz tut sich auf, das fruchtbar genutzt werden kann.

Der Wandel wird getrieben durch den Wettbewerb. Dieser besteht aus der Innovation, also in den Worten *Schumpeters*⁴⁶ dem Durchsetzen einer „neuen Kombination“. In der Wirtschaft erscheint dies als evident – auch die Marktmacht, die die Innovationspioniere anfangs durch den Vorsprung in Bezug auf Technologie oder andere Gutseigenschaften besitzt. Der Kultursektor kennt diese ebenfalls: Anfang des 19. Jahrhunderts taten sich vom französischen Impressionismus beeinflusste kanadische Maler zur „Groupe des Sept“ zusammen, um mit dieser Koalition eine originär kanadische Landschaftsmalerei durchzusetzen – was sehr erfolgreich gelang! Neben neuen Produkten, neuen Verfahren

⁴⁵ Vgl. hierzu den Begriff der „Meme“, die durch Imitation, also durch das Kopieren als Verhaltensroutinen von Generation zu Generation weitergereicht werden. Vgl. BLACKMORE, S.: Die Macht der Meme. Spektrum akademischer Verlag: Heidelberg 2000.

⁴⁶ SCHUMPETER, J. A.: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. August Rabe: Berlin 1912 (1952).

und neuen Märkten spricht *Schumpeter* ebenfalls von neuen Organisationsformen als Kategorie der Innovation. Dazu zählen insbesondere auch neue Kooperationsformen – ob als „Kartell“ der Maler wie oben oder als völlig neue Ablauforganisation im Fahrzeugbau bei Henry Ford. Offensichtlich ist Kooperation wichtige Voraussetzung für Innovation – man muß dem Erfolgreichen den Rahmen geben, den Erfolg auch zu leben – aber die Kooperationsstrukturen sind ebenfalls Gegenstand des Wettbewerbs. Hier stehen sich Wirtschaft und Kultursektor in nichts nach: Seit etwa 20 Jahren wird gleichermaßen die Subventionierung der Montanindustrie wie der Kulturbetriebe kritisch betrachtet.

Interessant an Basisinnovationen ist ihr am Anfang völlig unterschätztes gestalterisches Potential, insbesondere bei der Bewertung des vorlaufenden Inventionsprozesses. *Rutherford* und *Hahn* waren Anfang der 30er Jahre der Meinung, die Kernspaltung werde nie ökonomische Bedeutung haben. Den wiederentdeckten antiken Schriften hätte Mitte des letzten Jahrtausends kaum jemand zugetraut, das Denken revolutionieren zu können. Der Gleichstand Europas⁴⁷ mit anderen Weltregionen wurde durch die Aufklärung aufgebrochen und eine ökonomische Expansion eingeleitet. Die modernen, nach rationalen Kriterien organisierten arbeitsteiligen Gesellschaften bauen auf Tausch- und Marktprozesse auf. Dahinter steht Vertrauenskapital als zentrale Kulturleistung, weil dies Wirtschaftsprozesse verbilligt und die Handlungskosten, die gleichsam als Sand im ökonomischen Getriebe aufzufassen sind, reduziert.

Mit seinem Werk über den Wohlstand der Nationen ergründet *Adam Smith* diese Entwicklung und hinterfragt die Werthaltungen moderner Gesellschaften.⁴⁸ Die positive Kraft der unsichtbaren Hand ergibt sich aus dem individuellen Egoismus, der im verantwortungsethischen Sinne die gewünschten Marktergebnisse bereitstellt. Die handelnden Individuen werden allerdings von einem unabhängigen Zuschauer beurteilt und sind somit gehalten, eigenes und fremdes Handeln zu verstehen, was ihnen moralisches Verhalten gibt. Damit entsteht letzt-

lich eine kollektive Wertbasis im ökonomischen Prozeß.

Kultur verknüpft die Gegenwart mit der Zukunft

Nach welchen Maßstäben sind Entscheidungen individuell und kollektiv zu fällen? Wie sind individuelle und gesellschaftliche Zustände zu bewerten? Die Antwort auf die Fragen kann nur auf der Grundlage des ethischen Fundaments einer Gesellschaft – und damit auch einer Wirtschaft – gegeben werden.

Unter Ethik⁴⁹ sei hier eine wissenschaftliche Disziplin bezeichnet, die Moral begründet und die Frage nach der Verbindlichkeit derselben für den einzelnen stellt. Sie ist damit Kompaß, der es erlaubt, den richtigen Weg zu finden, im einfachsten Fall „gut“ und „böse“ zu unterscheiden. Moral als Anschauung der konkreten Qualität menschlichen Handelns muß demzufolge eine bestimmte Normierung besitzen. Diese wird durch Kultur bzw. entsprechende Handlungen erfaßt, getragen und symbolisiert.

Da menschliches Handeln heute Folgen für die Allgemeinheit morgen besitzt, zählt zu den wichtigsten Aufgaben von Kultur, Muster und Kriterien des Umgangs mit der nur begrenzt rational zu beschreibenden Zukunft vorzugeben. Die Gesellschaft baut sich entsprechende Institutionen auf, um die möglichen Handlungsalternativen der Zukunft zu begrenzen und reduziert damit Risiko und Ungewißheit.⁵⁰ Philosophie dient im Sinne von *Adam Smith* dazu, die Empathie aufzubringen, sich in zukünftige Befindlichkeiten der Menschen – auch späterer Generationen – hineinzuversetzen, um erforderliche Grenzen zu setzen. Religion fordert einen Anspruch auf Verantwortung, beispielsweise die Schöpfung, auf transzendenter und abstrakter Ebene ein.

Eine derartige Kultur senkt aus ökonomischer Sicht durch akzeptierte Werthaltungen einer Mehrheit die Handlungskosten einer Gesellschaft. Damit wird das Allokationssystem gefördert. Nachhaltiges Wirtschaften wird möglich, weil eine intertemporale Allokation dynamische Stabilität nach dem Maßstab des akzeptierten Wertesystems besitzt. Verdeutlicht wird dies im gesellschaftlichen Symbolismus und den Ergebnissen kulturellen Schaffens.

⁴⁷ MADDISON, A.: *The World Economy: A Millennial Perspective*. OECD: Paris 2001.

⁴⁸ SMITH, A.: *Theory of Moral Sentiments*. 1754, in deutsch: *Theorie ethischer Gefühle*. Meiner Verlag: Hamburg 1941. – SMITH, A.: *An Inquiry into the Nature and the Causes of the Wealth of Nations*, 1776, in deutsch: *Der Wohlstand der Nationen – Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*. Beck: München 1988.

⁴⁹ Vgl. auch PIEPER, A.: *Ethik und Moral*. Beck: München 1985.

⁵⁰ KNIGHT, F. H.: *Risk, Uncertainty, and Profit*. Houghton-Mifflin: Boston 1921.

Der nachhaltige Umgang mit der Ressource Wald ist in Deutschland auch geprägt von der kulturell-romantischen Verklärung, vor allem in der Literatur und der Musik des 19. Jahrhunderts. Die Verpflichtung zum Unternehmertum – und das Scheitern – wird von *Thomas Mann* in den *Buddenbrooks* abgehandelt. Er zeigt die Problematik der Veränderung von Werthaltungen für ökonomische Effizienz in ihrer Entwicklung über Generationen auf. Die Nachfolgegeneration merkt, daß die Vertrauenseinstellung des Seniors als Basis kaufmännischen Handelns in der neuen Zeit nicht mehr trägt – aber auch die Umstellung scheitert, weil sie nicht zu den Personen paßt und somit nicht gelingt.

Offensichtlich prägen Kultureigenschaften die Wettbewerbsfähigkeit von Gesellschaften, weshalb sich der Wettbewerb der Standorte und der Gesellschaften, und damit ihrer Werthaltungen, ergibt. Im Sinne *Hayeks* wird auch hier getestet, welche Werthaltung effizient ist und welche Art des Handelns in einer Ökonomie damit moralische Qualität besitzt.⁵¹

Kultur besitzt ein Bündel produktions- und gutstechnischer Eigenschaften

Wenn Kultur einen Rekurs auf Werthaltungen, die mit ihr transportiert werden, nimmt, dann folgt aus der Frage nach der Verbindlichkeit zunächst, daß diese auf eine Gesellschaft ausstrahlen, diese erfassen sollte. Daraus ergeben sich unmittelbare gutstechnische und informationstechnische Eigenschaften.

Kultur stellt ein Güterbündel dar, das in Form von (körperlichen) Waren (beispielsweise einem Gemälde), Dienstleistungen (beispielsweise einer Theateraufführung) oder Rechten (beispielsweise im Sinne der Teilhabe) bereitgestellt wird. Derartige Angebote, insbesondere die diesbezüglich erforderlichen Institutionen und Infrastrukturen, besitzen in der Regel eine hohe Spezifität, sind also anderen Nutzungen nicht unmittelbar zugänglich. Die damit verbundene Irreversibilität löst Pfadbindung aus: Ein Theater oder ein Museum kann nur sinnvoll (und meist auch ökonomisch rentabel) im Sinne der vorgesehenen Leistung genutzt werden. Gleiches gilt auch für Schrift oder Sprache. Langanhaltende Bindungs- und Verpflichtungszeiten stellen Gesellschaften vor die Herausforderung, wie

sie mit ihrem kulturellen Erbe umgehen sollen. Denn die Erkenntnis, daß gegenwärtig für gewisse Kulturgüter kein Bedarf besteht, kann Ursache ihrer Vernichtung sein, die dann später nicht mehr rückgängig zu machen ist. Offensichtlich besitzen Kulturgüter Optionscharakter, das heißt, sie werden einer Generation anvertraut, die sich immer wieder überlegen muß, ob sie diese bewahrt, weil sie nicht weiß, ob spätere Generationen noch einen Bedarf an ihnen haben werden. Das Konservieren der Sprache eines Naturvolks aus Brasilien besitzt damit ebenso Bedeutung wie das einer Notenpartitur von Bach, die durch eisenhaltige Tinte zu zerfallen droht. Man erkennt sehr klar, daß eine statische Effizienz ebenso wie eine zu kurz greifende dynamische Effizienz einem nachhaltigen Kulturkonzept widerspricht – sogar der Wettbewerb der Institutionen im Sinne *Hayeks* könnte letztlich wesentliche Erfolgsgrundlagen dauerhaft eliminieren, weil ihm sehr lange Fristen fremd sind.

Kultur tritt oft als öffentliches Gut auf, weil sie von allen, ohne Konkurrenz der Nutzung, aufgenommen werden kann und damit auch Externalitäten verbunden sind, die alle begünstigen (können). Im ökonomischen Bereich ist die Wirtschaftskultur einiger (der Calvinisten) Auslöser des Wohlstands vieler gewesen. In manchen Bereichen, insbesondere im Erziehungswesen, wird Kultur als Klubgut vermittelt, weil es Ausschlußprinzipien gibt, beispielsweise die Größe eines Klassenzimmers.

Unter Informationsgesichtspunkten ist Kultur zunächst in begrenztem Umfang dann ein Inspektionsgut, wenn ihre Qualität schon bei der Nutzung festgestellt werden kann. Dazu ist qualifizierte Nachfrage erforderlich. In der Gegenwart gedeiht große Kultur immer durch entsprechende Kulturliebhaber – so wie auch große Küche nur dort vorhanden ist, wo es gute Gaumen gibt. Allerdings sind die zukunftsorientierten Aspekte langfristig bedeutender, auch im Sinne des vorgenannten Verbindens von Entscheidungen heute mit Folgen morgen. Denn Kultur hat die Aufgabe des dauerhaften Vermittels einer Vorteilhaftigkeit bestimmter Verhaltensroutinen, insbesondere auch Wertstrukturen. Sie muß als Erfahrungsgut buchstäblich erfahren werden – ganz wie der Beitrag eines Autos für die eigene Sicherheit und den Komfort. Diese „Aktivierungszeit“ der Kultur stellt Entscheidungsträger, oft aus der Politik, vor elementare Herausforderungen, da Schäden, die man dem Kultursektor heute zufügt, erst morgen Konsequenzen zeigen, die dann nicht

⁵¹ VON HAYEK, F. A.: The Use of Knowledge in Society. *American Economic Review* 35, September 1945, No. 4, 1945, pp. 519-530.

mehr zu bereinigen sind. Kultur kann in ihren Bildern derartige Dramatik aufzeigen. Eigentumsrechte ändert man nicht kostenlos – das thematisiert Goethes „Götz von Berlichingen“; Arbeitsteilung im Rahmen des Fortschritts zu revolutionieren hat einen Preis, wie Hauptmann in den „Webern“ zeigt. Dies deutet auf die entlegenste Dimension, die des Vertrauensguts: Man erhält durch Kultur ein Umfeld, dessen Wert erst zu ermessen ist, wenn genau diese Kultur nicht mehr vorhanden ist. Es kann also nicht „zerstörungsfrei“ getestet werden, welchen Wert Kultur hat – läuft der Test ab, ist das Zerstörte nicht zurückzubringen! Das Vertrauenskapital einer Gesellschaft gleicht hier einem Airbag (oder dem Stachel der Biene beim Stich in die menschliche Hand: Wird die Funktionsfähigkeit überprüft, so geht dabei das System zu Bruch).

Wert- und Organisationsstrukturen sind verknüpft

Kultur, insbesondere kulturelle Innovationen stellen einen Anspruch auf Verbreitung und Absorption durch die Gesellschaft, wenn sie verhaltensleitend sein sollen. Derartige Probleme werden in der Ökonomik durch Prinzipal-Agent-Beziehungen beschrieben. Der Prinzipal organisiert die Bereitstellung eines Guts und beauftragt einen Agenten mit der Durchführung. Ob dies korrekt und erfolgreich geschieht und ob sich dieser die rechte Mühe gibt, kann er nicht beobachten. Offensichtlich existiert Informationsasymmetrie. Welche Verträge muß der Prinzipal mit seinem Agenten abschließen, damit dieser erfolgreich handelt? Welche moralischen Güter müssen existieren bzw. ebenfalls bereitgestellt werden, damit dies funktioniert?

Um das zu beantworten, empfiehlt sich der Rückgriff auf die Erklärung der Bedeutung von Kultur für ökonomische Effizienz in der alten Institutionenökonomik. *Max Weber* folgend ist es der asketische Protestantismus, der ökonomisch effiziente Werthaltungen bedingt.⁵² Der Rekurs wird vor allem auf die Prädestinationslehre vollzogen, der zufolge der Mensch im Diesseits durch seine Lebensführung den Nachweis seiner Gnadengewißheit erfährt. Damit ergeben sich ein Geist der Pflichterfüllung und vor allem der Verlässlichkeit im Umgang mit Dritten, was dem Markt als Ort des Tauschs ein hohes Vertrauenspotential zuordnet. Es sind offensicht-

⁵² WEBER, M.: Die protestantische Ethik. Verlagshaus Gerd Mohn: Gütersloh 1905 (1981).

lich individuelle Geisteshaltungen, die auf aggregierter Ebene zu effizientem Verhalten führen. *Thorsten Veblen*⁵³ hingegen geht es weniger um die Einzelbetrachtung, sondern vielmehr darum, wie Gruppen von Menschen handeln. Der gesellschaftliche Entwicklungspfad ist abhängig von diesen Reaktionen und dem Wandel bzw. dem Beharrungsvermögen innerhalb der Denkgewohnheiten, die man auch als Entwicklungskorridor im obengenannten Sinne bezeichnen mag. In seinem Buch über die Freizeitklasse, die „leisure class“, charakterisiert er das Bedürfnis des einzelnen nach Nachahmung des empfundenen Statusvorbilds. Dieses „regime of status“ ist lebensweltlich abhängig, also eine emotionale Relation. Dieser Vergleich zu anderen ist meist neidbehaftet, vor allem auf der Basis von äußerlichem Besitz.⁵⁴ Aber er erweitert sich auch um gesellschaftliche Positionsmacht, die dominante Gruppen in der Gesellschaft besitzen. Dies verknüpft das Verhalten von gesellschaftlichen Eliten, heute als „Peers“ bezeichnet, mit dem Rest der Gesellschaft und verketet sie gleichermaßen. Ökonomische Werthaltungen einzelner werden damit zur relevanten Größe einer Gesamtgesellschaft.⁵⁵

Die hier vorgetragene Monokausalität wurde immer wieder kritisiert, aber es bleibt als grundsätzliche Erkenntnis, daß Wert- und Geisteshaltung, also ein wichtiger Kulturaspekt, relevant ist⁵⁶ und daß dadurch Institutionen und Infrastrukturen bereitgestellt werden, die Pfadbindung auslösen, also bestimmte Entwicklungskorridore vorzeichnen, die Handlungsfelder und somit Risiko begrenzen. Dies geschieht u. a. durch Negativregeln – von „Du sollst nicht töten“ bis zu „Du sollst nicht Marktmacht mißbrauchen“, durch Vorbildfunktionen und durch Rituale, die die Zugehörigkeit zu einer Gruppe festlegen, die sich den Regeln unterwirft und damit in den Genuß der gemeinsamen öffentlichen Güter kommt. Diese Regeln wiederum besitzen eine Bindingtheit im Hinblick auf die jeweilige wirtschaft-

⁵³ VEBLEN, T.: Theory of the Leisure Class. 1899, in deutsch: Theorie der feinen Leute. Fischer-Taschenbuch: Frankfurt/Main 1993.

⁵⁴ Diese Ambivalenz des Neids betont beispielsweise auch SCHOECK, N.: Der Neid in der Gesellschaft. Ullstein: Berlin 1977.

⁵⁵ Vgl. hierzu auch die Aussagen zu den Problemen des Aufbaus Ost von BÖHMER, R.: Der Geist des Kapitalismus und der Aufbau Ost. w.e.b Universitätsverlag: Dresden 1995.

⁵⁶ Vgl. hierzu auch NOVAK, M.: Die katholische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Paulinus: Trier 1996.

liche Entwicklungsphase einer Gesellschaft einerseits und ihrer Institutionen andererseits. Damit können im Sinne des gesellschaftlichen Wettbewerbs Konflikte entstehen, wenn sich beispielsweise durch technischen Fortschritt grundlegende Rahmenbedingungen verändern. Ohne Werte- und Verhaltensänderungen sind weitergehende wirtschaftliche Entwicklungen scheinbar unmöglich.⁵⁷

Der Umgang mit Kollektivgütern ist zentraler Erfolgsfaktor von Gesellschaften

Kultur wurde weiter oben bereits als zentrales Kollektivgut eingeführt. Wie erzeugt ein System Anreize zur Kooperation, also zu Verträgen? Und wie wird vermieden, daß Menschen im Verfolgen individueller Rationalität kollektiv inferiore Situationen wählen, also in die Rationalitätsfalle gelangen? Wer darf in Genuß der oben erwähnten Kollektivgüter kommen?

Die für die Organisation der Gesellschaft relevanten Netzwerkstrukturen sind, so argumentiert *Pinker*, Ergebnisse grundlegender kognitiver Strukturen mit genetischer Grundlage, weil das menschliche Hirn keine „tabula rasa“, sondern vielmehr eine Menge spezialisierter, im Selektionsprozeß der Natur ausgeformter Schaltkreise (Neuronenverbände) sei.⁵⁸ Um im Selektionsprozeß zu überleben, mußte der Mensch immer wieder die Entscheidung treffen, wann es in der Beziehung zu seinen Mitgenossen sinnvoll ist zu kooperieren und wann nicht. Durch Kooperation nämlich sind erhöhte Erträge möglich, beispielsweise bei der Jagd großer Tiere oder dem Erziehen von Kindern. Kooperation verursacht aber auch Kosten, weil Zeit und Ressourcen für Dritte aufgewandt werden. Dabei ist Unsicherheit ein inhärenter Bestandteil dieser Entscheidung. Die beste Strategie läßt sich nicht vorhersagen, da sie vom Handeln der anderen abhängt, weshalb die Erträge einer Kooperations- oder einer Defektionsstrategie (Nicht-Kooperationsstrategie) nicht vorab bekannt sind. *Heckathorn*⁵⁹ führt entsprechend aus, daß die Essenz gesellschaftlichen Handelns darin

besteht, das Ausbeuten von Gemeinschaftsgütern, das letztendlich zum Zusammenbruch von Gesellschaften führt, zu verhindern. Es muß also vermieden werden, daß, spieltheoretisch gesprochen, im Gefangenendilemma oder im Feiglingsspiel die defektierenden, spieltheoretisch dominierenden Strategien zur Anwendung kommen. Denn in diesen ist die Summe rational korrekten Verhaltens kollektiv ineffizient, was dann als Rationalitätsfalle bezeichnet wird. Er führt aus, daß es besonders wiederholte Spiele sind, die zu Erfahrungsbildung führen, weshalb die Menschen dann Institutionen schaffen, die derartiges Verhalten letztendlich eliminieren bzw. auf kontrollier- und beherrschbare Grenzfälle einschränken. Zunächst erfolgt dies durch Festlegen der Zugehörigkeit von Menschen zu einer Gruppe, einem Stamm, einem Staat. Dazu zählt aus kulturgeschichtlicher Sicht auch der Aufbau transzendenter Strukturen, insbesondere Religion, die die Verdammnis solchen Menschen zuordnet, die sich gegenüber dem einzelnen und der Gemeinschaft vergehen. Spieltheoretisch betrachtet könnte man das als eine Geiselnahme ansehen, der im Diesseits auch Institutionen wie der Pranger u. ä. als ultimative Drohungen entsprechen. Offensichtlich führen solche Innovationen zu ökonomischer Effizienz, die es erleichtern, Kollektivgüter in einer Form bereitzustellen, daß Trittbrettfahren oder Ausbeutung bei gemeinsamen Ressourcen unterbleiben und damit moralisches Verhalten gestärkt wird.

Innovationen der Informationstechnologie verändern wirtschaftliche Institutionen

Die alte Institutionenökonomik betont die zentrale Bedeutung des Innovationssystems und der Organisation von Wissen. *Friedrich List*⁶⁰ folgend sind es die Institutionen und die Kombination von Sach- und Humankapital, die für die Entwicklung der „produktiven Kraft“ ausschlaggebend sind. Die Frage nach Maßstäben für eine effiziente Organisationsform beantwortete *Coase*⁶¹ dahingehend, daß die Grenze des Markts und der Firma (die man hier besser als hierarchische Institution bezeichnen möchte) durch die Transaktionskostenstruktur gegeben ist. Sind diese Kosten der Organisation einer Institu-

⁵⁷ Vgl. zum Erfordernis einer verhaltensändernden Entwicklungsstrategie auch MYRDAL, G.: *Asian Drama – An Inquiry into the Poverty of Nations*. Harmondsworth, Penguin: London 1968.

⁵⁸ PINKER, S.: *How the Mind Works*. W.W. Norton: New York 1997.

⁵⁹ HECKATHORN, D.: *Dynamics and Dilemmas of Collective Action*. *American Sociological Review* 61, 2, 1996, pp. 250-277.

⁶⁰ Vgl. hierzu auch LIST, F.: *Das nationale System der politischen Ökonomie*, 1848. Fischer: Jena 1928.

⁶¹ COASE, R. H.: *The Nature of the Firm*, *Economica* 4, 1937, pp. 386-405. – Vgl. hierzu auch WILLIAMSON, O. E.: *The Economic Institutions of Capitalism*. The Free Press: New York 1985.

tion, zuzüglich der Produktionskosten, in einer Hierarchie niedriger als auf dem Markt, so wird erstere Form der Allokation gewählt. Andernfalls erfolgt ein Tausch auf Märkten.

Blum und Dudley zeigen im Rahmen einer formalen Analyse, daß vor allem das Senken der Informationsspeicher- und -verarbeitungskosten ein Verflachen von Hierarchien und damit neue Formen gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Interaktion ausgelöst hat.⁶² Die von Größenproduktionsvorteilen begünstigte vertikale Hierarchie besitzt eine einfache Kontrollfähigkeit, weil sie auf Befehl und Gehorsam aufbaut. Sie ist überfordert, wenn eine Situation vor Ort nicht mehr durch den Vorgesetzten (Prinzipal) verifiziert werden kann, er sich also auf Untergebene (Agenten) verlassen muß. Dies ist das typische Problem zunehmender Komplexität in modernen Gesellschaften und zeigte sich bereits beim Aufbau großer politischer und ökonomischer Imperien in vormoderner Zeit bei der Bewältigung räumlicher oder zeitlicher Distanz; Informations- und Transporttechnologien begrenzten die Größe des Herrschaftssystems. Letztlich wird die Hierarchie ineffizient, wenn ihre Größenvorteile die Kontrollkosten nicht mehr kompensieren können. Technologische Revolutionen können derartige Strukturen dramatisch verändern, beispielsweise die Kostendegressionsvorteile bei Skalenerweiterung der Produktion verkleinern (so sinkt seit einigen Jahren im Automobilbau die minimale Produktionsgröße bei Fließfertigung) oder Lernkurvenvorteile eliminieren (beispielsweise durch „best practice“-Technologien). Arbeitsabläufe werden so komplex, daß sie kaum zu überwachen sind, sondern durch intrinsische Motivation erfüllt werden müssen (beispielsweise die Anforderungen an die Körperhygiene im Reinraum einer Chipfabrik). Wenn die Kosten des Informationstransports sinken, dann können Institutionen Distanz leichter überwinden, sie können also wachsen, sich vertikal integrieren und dabei Kostendegressionsvorteile nutzen. Sinken die Kosten der Informationsspeicherung, dann wird dezentrale Verifikation erleichtert, so daß ein verteiltes Netzwerk aufgebaut werden kann, mit Hilfe dessen vor allem komplexe Prozesse beherrschbar werden. Sinken die Kosten der Kodierung und Dekodierung von Information, dann lassen sich atomistische Organisationsstruk-

⁶² BLUM, U.; DUDLEY, L.: The Two Germanys: Information Technology and Economic Divergence, 1949-1989. *Journal of Institutional and Theoretical Economics* 155, 4, 1999, pp. 710-737.

turen aufbauen, die in erheblichem Maß die Eigenverantwortung und damit auch die Wettbewerbsfähigkeit vor Ort befördern.

Die Lösung des Komplexitätsproblems liegt in dem Übertragen von Verantwortung auf niedrigere Stellen, also dem Abflachen von Hierarchien. Geschichtlich bekannt ist hierfür das System der Steuerpacht, das bereits die alten Römer nutzten, oder das Verteilen politischer Kompetenz im Föderalismus einschließlich des damit verbundenen Subsidiaritätsprinzips.

Es sind im wesentlichen Informationsrevolutionen, die als solche bereits hohen kulturellen Gehalt besitzen, die letztlich wesentliche Auslöser gesellschaftlicher Veränderungen waren und damit Entwicklungskorridore neu bestimmten bzw. gesellschaftlich erfolgreiche Routinen obsolet werden ließen – im Sinne einer schöpferischen Zerstörung⁶³ – und neue Routinen im Sinne der Evolutionsökonomik zum Erfolg führten.⁶⁴ Damit entstehen neue Paradigmen der gesellschaftlichen Entwicklung, die letztlich informationsinduziert sind.⁶⁵

*Blum und Dudley*⁶⁶ belegen an drei historischen Beispielen, wie Informationsrevolutionen gesellschaftliche Veränderungen und insbesondere neue Werthaltungen bewirkten: die Hochkultur des Hohen Mittelalters, als Folge einer Informationsrevolution, die durch das mittelalterliche Latein ausgelöst wurde,⁶⁷ der ökonomische Aufschwung ab dem 17. Jahrhundert, der auf die Befreiung des Individuums zurückgeführt wird und ursächlich mit Buchdruck⁶⁸ und Reformation verbunden wird, und schließlich der Zerfall der Zentralverwaltungs-wirtschaften.⁶⁹

⁶³ SCHUMPETER, J.: *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. August Rabe: Berlin 1912 (1952).

⁶⁴ NELSON, R.; WINTER, W.: *An Evolutionary Theory of Economic Change*. The Belknap Press of Harvard University Press: Cambridge, Mass. and London 1982.

⁶⁵ KUHN, H. W.: *Extensive Games and the Problem of Information*, in: H. W. Kuhn; A. W. Tucker (eds), *Contributions to the Theory of Games II*. Princeton University Press: Princeton 1953.

⁶⁶ BLUM, U.; DUDLEY, L., a. a. O. 1999.

⁶⁷ BLUM, U.; DUDLEY, L.: Standardised Latin and Medieval Economic Growth. *European Review of Economic History*, 2003, pp. 213-238.

⁶⁸ BLUM, U.; DUDLEY, L.: Religion and Economic Growth, Was Weber Right? *Journal of Evolutionary Economics* 11, 2001, pp. 207-230.

⁶⁹ BLUM, U.; DUDLEY, L.: Blood, Sweat, and Tears: The Rise and the Decline of the East German Economy, 1949-1988. *Journal of Economics and Statistics* 220, 4, 2000, pp. 438-450.

- Hierarchisch-vertikale Organisationen, oft dargestellt in zentralistischen Netzwerkstrukturen, profitieren besonders von hohen Skalenökonomien. Es gibt klare Stränge von Befehl und Gehorsam. Der Prinzipal ist der Risikoträger, seine Werthaltungen sind maßgeblich für die Institution. Zentrales Rückgrat sind klare und billige Kommunikations- und insbesondere auch Verkehrswege. Ausdruck findet dies in der Organisationsstruktur zentralistischer Reiche, der katholischen Kirche oder der klassischen Konzerne des 19. Jahrhunderts bis Mitte des 20. Jahrhunderts sowie den Zentralverwaltungswirtschaften. Der Kulturfaktor „Sprache“ verdeutlicht das in extremer Form: Durch den Mönch Alcuin wurde im Auftrag Karls des Großen das mittelalterliche Latein „definiert“, das zur Kommunikationsbasis des Reichs wurde und damit die Zentralisierung ermöglichte, insbesondere aber Vertragskosten senkte und der Wirtschaft Auftrieb gab. Das „http“ des Internets ist das moderne Analogon.
- Hierarchisch-horizontale Organisationen, meist als verteilte Netze dargestellt, sind bei hoher Informationskomplexität, die letztlich Skalenökonomien zerstört, sinnvoll, und nutzen Verbundvorteile. Sie beruhen auf einem reziproken Altruismus unter den Mitgliedern, also eine Bereitschaft zum Teilen, und auf dem Vertrauen in die Beständigkeit der diesbezüglichen Institutionen. So läßt sich beispielsweise der individuelle Wissensbedarf in vielen modernen Unternehmen nicht mehr autoritär befriedigen, so daß diese auf einer Freiwilligkeit zur Kommunikation, also dem Teilen von Informationen beruhen. Die Solidarität, die sich als Teilen gemeinsamer Ressourcen äußert, ist beispielsweise Voraussetzung für dezentrale, föderale Staaten, vor allem für deren Systeme der sozialen Sicherung. Ohne gemeinsame Datenplattformen ist dies kaum möglich, weshalb der Buchdruck als kostengünstiges Speichern von Information für horizontale Hierarchien und damit Koordinationsverfahren konstitutiv war. Er führte mittelbar zur Zerstörung der Hierarchie der katholischen Kirche und ersetzte sie durch ein konkurrierendes System von räumlichen Zuständigkeiten in Glaubensfragen („cuius regio eius religio“), basierend auf einem allgemein zugänglichen Bibeltext, für den ein Vermittler nicht mehr zwingend erforderlich war.
- In der atomistischen Organisation ist der einzelne auf sich gestellt, weshalb Information ein öffentliches, allgemeinverständliches Gut sein muß. Eine minimale Marktethik ist zwingend,⁷⁰ um Kooperationen zu ermöglichen. Dies findet Ausdruck in der modernen Individualisierung der Gesellschaften, typisch zu beobachten an der Erosion klassischer Werte wie Solidarität, die Kennzeichen der damit unter Druck geratenden horizontalen Gesellschaft ist. Letztlich wird das System „Ein jeder trage des anderen Last“ ersetzt durch das System „Ein jeder trage seine eigenen Opportunitätskosten“. Marktsysteme organisieren sich also nicht nach reziprokem Altruismus („do ut des“), sondern nach der Fähigkeit, im Sinne von *Say* und *Mill*⁷¹ etwas anbieten zu können, was andere verlangen. Ist dies dem einzelnen nicht möglich, dann argumentieren reine Marktsysteme, Armut habe ihre Ursache in Faulheit, und, um *Malthus* zu zitieren:⁷² „Wer in eine bereits in Besitz genommene Welt geboren wird, hat, wenn er die Mittel zu seiner Existenz weder von seinen Verwandten noch durch seine Arbeit finden kann, durchaus kein Recht auf Ernährung. An der großen Tafel der Natur ist kein Gedeck für ihn aufgelegt. Die Natur befiehlt ihm zu gehen und säumt nicht, ihren Befehl zu vollziehen.“ Der inzwischen entschiedene Systemwettbewerb verdeutlicht dies: Das wesentliche Manko der Zentralverwaltungswirtschaft bestand in der Unfähigkeit, Wissen, das nur dezentral vorhanden ist, für die Wirtschaft und Gesellschaft nutzbar zu machen. Letztlich mußte das System an seinen eigenen, nicht zu bewältigenden Komplexitätsproblemen zugrundegehen.

Festzuhalten bleibt, daß jedes der Systeme spezifische Werthaltungen besitzt: Befehl und Gehorsam, also Unterwerfung unter ein individualethisches Primat des Herrschers, Teilen und Solidarität in

⁷⁰ Vgl. hierzu KIRCHGÄSSNER, G.: Bemerkungen zur Minimalmoral. Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften 116, 1966, S. 223-251.

⁷¹ SAY, J.-B.: A Treatise on Political Economy and the Production Distribution and Consumption of Wealth, 1805. Augustus Kelley: New York 1964. – MILL, J. S.: Grundsätze der politischen Ökonomie, 1848. Band 1, 1934; Band 2, 1921. Fischer: Jena.

⁷² Vgl. Hierzu MALTHUS, T.: Eine Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz, 1798. Fischer: Jena 1905.

einem Klub oder wettbewerbsorientiertes Handeln auf Basis einer Marktethik.

Wegweiser der Allokation von Kultur

Reine Marktsysteme, zu denen sich die (post-) modernen Gesellschaften zunehmend entwickeln, weil die Technologien die Autonomie und die Individualisierung stützen, stehen vor der Herausforderung einer Ökonomisierung aller Lebensbereiche.⁷³ Erhebliche Teile der Gesellschaft sind (derzeit) fehlangepaßt, weil ihnen die erforderlichen Ressourcen, um in einer Marktgesellschaft erfolgreich zu existieren, fehlen. Derartiges ist für säkulare Umbrüche typisch, die Feststellung verringert aber nicht die individuellen Anpassungs- und Umstellungskosten. In Abänderung der *Böckenförde*-These⁷⁴ leben die Marktwirtschaft und die Marktgesellschaft von den Voraussetzungen, die sich selbst garantieren, da sie nicht in der Lage sind, das erforderliche soziale Kapital als moralische Substanz bereitzustellen. Hierin eingeschlossen ist die kulturprägte Homogenität der Bevölkerung als wesentliches Element der ökonomischen Transaktionskostensenkung.

Gegner dieser Argumentation verweisen darauf, daß im Sinne der Diskursethik in der Prägung von *Habermas* Werte endogen geschaffen werden könnten. Hier wäre dann als zentraler Einwand zu benennen, daß die unterstellte Herrschaftsfreiheit eine Utopie darstellt, die höchstens für eine Elite gelten kann, womit sich dann wieder der hierarchische Anspruch stellt, den die atomistische Organisation explizit nicht einlösen kann. Der Verweis, daß gesellschaftlich ineffiziente Arrangements durch Wettbewerb eliminiert werden, ist korrekt, verweist aber auf eine lange Sicht, die der Gegenwart ebensowenig hilft wie die Aussage, im Sinne der Spieltheorie ineffiziente derartige Arrangements durch unendliche Wiederholung und daraus folgender Reputationsbildung sozial effizient lösen zu können. Offensichtlich sind dann zunächst hierarchische Arrangements nötig, um das soziale Kapital aufzubauen, das anschließend Basis einer effizienten Marktorientierung ist. Daraus ergibt sich die

Frage, wo dem Markt wieviel Raum zu geben ist. Hierzu sei folgendes postuliert:

- Nicht alle Allokationsfragen sind einer Marktbewertung zugänglich, weil ihre Externalitäten zu hoch sind – wie bei öffentlichen Gütern. Entziehen sich die Güter einer Marktbewertung, dann kann ersatzweise eine Priorisierung, beispielsweise durch formale Quantifizierung, erfolgen. Aber auch diese gelingt häufig nicht, und wenn, dann können konsistente Wertbildungen nicht gewährleistet werden, weil die multikriterielle Struktur vollständige Ordnungen nur gewährleistet, wenn eine eindeutige Bewertungsvorschrift existiert. So führt beispielsweise die zunehmende Marktbewertung von Ausbildung zu Studiengebühren. Die damit erzwungene Renditeorientierung erhöht die Opportunitätskosten von wirtschaftlichen Kleingruppen, insbesondere Kindern, und löst speziell adverse demographische Effekte aus. Das soll nicht heißen, daß Bildungsabgaben schlecht sind – nur sind sie im gegenwärtigen institutionellen Geflecht kulturell fremd und ökonomisch möglicherweise aus globaler Sicht ineffizient.
- Bewertung dort, wo dies möglich ist, impliziert nicht zugleich ein Steuern. Es ist viel erreicht, wenn es gelingt, über Märkte möglichst ein Maximum an dezentral verfügbar relevanter Information zu absorbieren. Denn in komplexen Systemen besteht ein erhebliches Risiko, durch unvollständige Rückkopplungen Fehlansätze zu setzen und Primärmotivation durch Sekundärmotivation zu ersetzen. Wohlbekannt ist das Beispiel der Hochschulen, bei denen die Konzentration der Bewertung auf den Forschungoutput in Gestalt referierter Publikationen das Erbringen öffentlicher Güter, von der Selbstverwaltung bis hin zur Lehre, zurückdrängt und intrinsisch vorhandene Pflichtauffassungen zerstört. Denn erstere sind zunächst – obwohl öffentlich zugänglich – im Hinblick auf Reputation, internationale Vernetzung und berufliche Entwicklung stark private Güter – ganz im Gegensatz zu akademischer Selbstverwaltung und auch Lehre. Optimiert man eine Bühne in analoger Form, dann reduziert sich möglicherweise das Angebot auf Operetten und eine geringe Zahl gängiger „Klassiker“. Das kann aber eine Gesellschaft mit hohem Innovationsbedarf, bei der Kultur die Kreativität fördern soll, nicht wollen.

⁷³ Man beachte vor diesem Hintergrund die fast prophetischen Aussagen über die wirtschaftliche Durchdringung aller Lebensbereiche im kommunistischen Manifest. MARX, K.; ENGELS, F.: Das kommunistische Manifest, 1848. Argument-Verlag: Hamburg, Berlin 1999.

⁷⁴ BÖCKENFÖRDE, E.-W.: Staat, Gesellschaft, Freiheit. Suhrkamp: Frankfurt 1976.

- Es kann dann sinnvoll sein, in bestimmten Bereichen statt eines Wettbewerbs im Markt einen solchen um den Markt zu organisieren – vor allem dann, wenn das angebotene Kulturgut nicht teilbar ist, also eine Mindestgröße besitzt, und der Markt beschränkt ist. Das kann auch bedeuten, verschiedene Angebote unter einem Dach zu koordinieren – der Wettbewerbsdruck würde dann in der Vergabe der Leistung erfolgen. Die damit einhergehenden Verpflichtungszeiten wiederum wirken pfadbildend und stabilisierend, erlauben auch Innovation ohne kurzfristiges Existenzrisiko.
- Reputation wird auf allen Ebenen zum zentralen Anker der Orientierung. Wenn es beispielsweise immer schwerer fällt, die Glaubwürdigkeit von Information selbst zu verifizieren, dann sind verlässliche Referenzgrößen erforderlich: Es muß für glaubhafte Signale (also ökonomisch gesprochen bessere Risiken) billiger sein, dies zu vermitteln, als für wenig glaubhafte (also schlechtere Risiken). Das bedeutet, daß marktliche Differenzierungen zwingend erforderlich sind, die der Staat nicht einebnen darf – tut er das, dann bilden sich in Gestalt spezifischer reputierlicher Vereinigungen Seitenmärkte aus. Die Vorabbindung stellt ein wichtiges Element derartiger Vertrauensbildung dar und wird durch das Versenken von Kosten in Reputation (beispielsweise bei großen Tageszeitungen) oder durch Geiselnahme, also das Bereitstellen eines ökonomischen Werts als Kompensation für den Fall des Fehlverhaltens, in praxi also einer Kautio, erzeugt.
- Im Kultursektor wird dieses Signal i. d. R. einem guten Theaterensemble, Schriftsteller oder Orchester gelingen. Da aber die Tätigkeit in erheblichem Maß mit versunkenen Kosten der Reputation – das Risiko des Versagens ist sofort fühlbar – oder erforderlicher Gebäude- und Logistikinfrastrukturen verbunden ist, existieren fühlbare Markteintrittsbarrieren. Während früher, in der hierarchischen Gesellschaft, ein Mäzen den genialen Künstler fördern konnte, ist zwar die Informationsverbreitung in der Marktgesellschaft leicht, die Wahrnehmung aber schwierig. Ohne die hohen Risikokosten wäre ein „race to the bottom“, also das ständige Erodieren von Qualität bei gegebenen Preisen, um erhöhte Gewinnmargen abschöpfen zu können, zu erwarten. Mit diesem Risiko kann jedoch der Eintritt von Innovatoren, von Kultur-Entrepre-

neuren, nachhaltig behindert werden. Hier stellt sich das Analogon zum wirtschaftlichen Mittelstand, auf dessen Kreativität die Gesamtwirtschaft angewiesen ist. Eine Gesellschaft benötigt zwar risikomindernde Pfadbindung, aber auch Innovation, weil die Wertstrukturen der Zukunft heute bereitgestellt und überprüft werden müssen. Insofern kann es sich in atomistischen Gesellschaften anbieten, Innovatoren Kapazitäten für das Experiment anzubieten: Die kreative Theatergruppe erhält ein Veranstaltungsfenster im großen Haus ebenso, wie der mittelständische Mikroelektronikentwickler die Massentauglichkeit seines Produkts ausprobieren kann, indem die Wirtschaftsförderung eine Charge im Chipwerk finanziert.

Folgen für die Kultur- und Bildungspolitik

Wenn aus ökonomischer Sicht in der Marktgesellschaft Reputationskapital, Innovationsfähigkeit und Fähigkeiten, glaubhafte Signale zu senden und zu empfangen, von besonderer Bedeutung sind, dann stellt sich die Frage, welche Institutionen in welcher Organisationsform dies vermitteln sollen und welche Schlüsselkompetenzen dann zwingend sind. Denn Dezentralität und Atomisierung, so die informationstheoretisch gestützte Hypothese, werden zum vorherrschenden Merkmal moderne Gesellschaften infolge der technologischen Revolutionen, in denen die persönliche Fähigkeit zur Verifikation auf der einen Seite eingeschränkt, auf der anderen Seite aber zum Funktionieren im verteilten Netz immer bedeutender wird. Atomisierung und Individualisierung lösen einen wichtigen Grundkonsens der Gesellschaft auf, weil der Solidarität der Solidar entschwindet: Seitens der Kultur- und Bildungspolitik sind damit erfolgsbestimmende Vorleistungen zu erfüllen. Es ist dabei relativ irrelevant, ob sich politische Mehrheiten dafür finden, das Primat des Markts in marktferne Bereiche auszudehnen. Denn dies wird der Wettbewerb der Standorte erzwingen, wenn nicht die institutionellen vormarktlischen und vorwettbewerblichen Strukturen so effizient sind, daß sie dem robust widerstehen.

Ein nicht unerheblicher Teil der Gesellschaft erfährt im Übergang Benachteiligungen, die im System kaum zu kompensieren sind. Damit stellen Atomisierung, Marktorientierung und Individualisierung die Frage nach der Legitimität des klassischen Gesellschaftsvertrags. Weder wäre es in einem solchen System denkbar, daß sich politische

Systeme quasi marktähnlich aus kleineren Gruppen zusammenschließen,⁷⁵ da dies zumindest kurzfristig nicht rational wäre und Trittbrettfahrer das System ständig herausfordern können, noch ergibt sich Legitimität aus stabilen Nachverhandlungserwartungen, also der Überlegung, daß alle Teile der Gesellschaft auch einer unbefriedigenden Situation zustimmen, weil sie bei einer erneuten Verhandlung des Gesellschaftsvertrags schlechter gestellt werden könnten.⁷⁶ Auch dies zeigt wieder, daß aus politischer Sicht festzulegen ist, welche Bereiche dem (ökonomischen) Markt unterworfen werden sollen – dies ist eine klassische zunächst ordnungspolitische und dann ordnungswirtschaftliche Aufgabe. Das Primat der Politik bedeutet, daß der Staat die Rahmenbedingungen dieses Prozesses, der Individualisierung und Atomisierung begünstigt, im Auge behalten und die Folgen beherrschbar machen muß.

Wenn die Art der Kultur vor allem im Sinne eines Abwägens zwischen atomistischen, dezentralen und zentralen institutionellen Arrangements, so die These, durch technologische Dimensionen des Informationssystems geprägt ist und wenn das atomistische System marktliche Prozesse begünstigt, dann ist zunächst im politischen Prozeß die Reichweite dieser Entwicklung festzulegen, soweit dies der internationale Standortwettbewerb erlaubt. Dies ist aber nicht hinreichend. Vielmehr erfordert die prozessuale Interdependenz zwischen dem Technologischen einerseits sowie dem zu Verstehenden, Interpretierenden und dem Kulturellen andererseits eine Bereitstellung von Grundkompetenzen, um diese Entwicklung der Autonomisierung und Individualisierung zu meistern. Vereinfacht: Es reicht eben nicht, Worte beim Lesen richtig aussprechen zu können, sie müssen auch im Zusammenhang verstanden werden – weshalb beispielsweise der scholastische Diskurs wesentlicher Bestandteil der Ausbildung in den Fürstenschulen in der Konzeption Melanchtons war. Folgerichtig zählt eben zur Beherrschung der neuen Medien sehr viel mehr als nur der technische Umgang mit dem Computer, also eine technisch orientierte Informatikausbildung. Drei Aspekte sollen beleuchtet werden: Zugänglichkeit, Reputation und Innovation.

⁷⁵ Vgl. hierzu NOZICK, R.: *Anarchy, State and Utopia*. Basic Books: New York 1974.

⁷⁶ Vgl. hierzu BUCHANAN, J.: *The Limits of Liberty: Between Anarchy and Leviathan*. University of Chicago Press: London 1975.

1. Zugänglichkeit bedeutet, daß zunächst die Fähigkeit, sich in diese dezentralen Netzwerke einbringen zu können, gegeben sein muß. Diese informationstechnologische Mündigkeit des Bürgers als modernes „sapere aude“ hängt an seinen eigenen Sprachfähigkeiten, aber auch seinen technologischen Kompetenzen. Der zu beobachtende „digitale“ Analphabetismus, der zunehmend als gesellschaftliches Problem bestimmter Schichten begriffen wird, könnte ökonomisch nicht tragbare Segregationstendenzen in der Gesellschaft verstärken und vor allem die Chancengerechtigkeit, die aus ökonomischen Gründen im internationalen Wettbewerb entscheidend ist, unterminieren. Es ist zwingend erforderlich, sich in die Rolle der Modernisierungsverlierer zu begeben, um im Sinne des „Schleiers des Unwissens“ von Rawls⁷⁷ zu fragen, wie Chancen und Positionen mit dem Ziel des Ausgleichs und der Fairness zu verteilen sind, wenn man seine eigene Stellung nicht kennt. Unmittelbares Ergebnis dieses Gedankenexperiments ist, daß die schlechtergestellten Individuen entsprechende Förderung benötigen, um ertüchtigt zu werden. Die Literatur befaßt sich immer wieder mit der Frage nach der Identität und der Stellung, beispielsweise in Kleists *Amphitruon* von Individuen – gerade Eliten sollte diese Relativität ihrer Position immer wieder bewußt sein. Letztlich ist das Ertüchtigen der Schwächgestellten, der fördernde und fordernde Umgang mit ihnen, kompatibel mit dem Anspruch amerikanischer Angebotstheoretiker, die in erster Hinsicht die Ertüchtigung des Faktors Arbeit vor dem Hintergrund des Marktdrucks in einer globalen Wirtschaft einforderten, um diesen wettbewerbsfähig zu machen.⁷⁸
2. Wenn der atomistische, marktliche Prozeß das Vertrauen, das er aus Effizienzgründen erfordert, nicht selbst erzeugen kann, sondern dies eine gesellschaftliche Vorleistung ist, dann ist zu prüfen, wie stark man die Gruppen, die dieses leisten sollen, vermarkten darf – das betrifft kleinste Bezugsgruppen wie Familien ebenso wie Bildungs- und Ausbildungssysteme sowie Kultureinrichtungen. Insbesondere das Ausbildungssystem erlaubt, dies in Zuspitzung aufzuzeigen: Der Unterricht in der Gruppe mit Teambezug

⁷⁷ RAWLS, J.: *A Theory of Justice*. Harvard University Press: Cambridge (Mass.) 1971.

⁷⁸ GILDER, G.: *Wealth and Poverty*. Basic Books: New York 1981.

– die horizontale Organisation – oder das Ausstatten jedes einzelnen Schülers mit einem Rechner, an dem er zuhause lernt – aber wesentliche Sozialtugenden nicht erfährt. Analog kann man das Theater oder „video on demand“ gegenüberstellen. Diese Kultur des Vertrauens bedeutet, daß Menschen bereit sein müssen, Vertrauen zu geben, auch unter dem Risiko, enttäuscht zu werden. Dieser Vertrauensvorsprung, im angelsächsischen auch als „leap of faith“ bezeichnet, charakterisiert die Fähigkeit, Risiko auf sich zu nehmen. Ein gegebenes Vertrauen kann enttäuscht werden (denn nur dann ist es auch möglich, den Wert von Vertrauen einschätzen zu können), so daß Reparaturmechanismen zum erneuten Aufbau von zerstörtem Vertrauen einen wichtigen gesellschaftlichen Erfolgsfaktor darstellen. Hierzu zählt, daß vorhandene Frustrationstoleranz es ermöglicht, diesen neuen Anlauf zu nehmen. Gerade die Literatur bietet für das Dilemma einer Kultur des Vertrauens beste Beispiele – und Erfolgsmodelle –, die für eine moderne Gesellschaft verinnerlicht werden sollten.

3. Innovationsfähigkeit bedingt, daß es erlaubt ist, die vorhandenen Strukturen immer wieder an ihren Grenzen auf der Suche nach besseren Arrangements auszutesten. Dies bedeutet ein sehr häufiges Scheitern (im industriellen Bereich sind über 95% der Markteinführungen erfolglos, stellen also keine Innovation dar). Aber ohne Derartiges ist es nicht möglich, Gesellschaften dynamisch und lernfähig zu halten, da der ökonomische Mißerfolg wichtige wirtschaftliche, technologische und soziale Informationen für Folgeversuche enthält, was eine der Stärken des amerikanischen Innovationssystems ist. Das bedeutet auch, daß Infrastrukturen bereitzuhalten sind, auf deren Plattform derartige Experimente gewagt werden können, analog zu Gründerzentren also Workshop-Theater usw. – aber auch die Auffangorganisationen beim Scheitern, um den Neuanfang zu ermöglichen. Denn eine Idee der Sozialen Marktwirtschaft war auch, durch Risikobegrenzung den Mut zur Innovation zu fördern.

Gibt es einen besonderen ostdeutschen Aspekt? Mit Sicherheit ist das Erfordernis einer Kultur des Experimentierens vor dem Hintergrund der durch die Wende erzwungenen strukturellen Flexibilitäten in den Kulturinstitutionen besonders zu betonen, denn sie ist eine übergreifend wirkende Krea-

tivitätsstimulanz. Kultur könnte ein Mittel sein, durch lokale Identität Probleme zu mindern, welche aus der Transformation in die Gegenwart hineinreichen. Das „Überstülpen“ neuer formaler Institutionen ohne entsprechende Lernerfahrung hat letztlich eine Inkompatibilität zu den vorhandenen informellen Institutionen erzeugt. Vorhandene Vertrauenskulturen wurden dadurch beschädigt (ebenso wie Mißtrauenskulturen vernichtet wurden), ohne kurzfristig einen Ersatz aus den westlichen Kulturerfahrungen bieten zu können. Nur Kultur erlaubt es letztlich, diese Transformationserfahrung zu bewältigen. Genau dieses Mentalitätsproblem fehlgeleiteter Statussuche, das von *Böhmer*⁷⁹ diskutiert wird, stellt einen zentralen Engpaßfaktor dar, den ökonomischen Anschluß an die wirtschaftliche Entwicklung des Westens zu finden. Die erfolgreichsten westdeutschen Wirtschaftsregionen verweisen über ihre regionalen Identitäten auf einen Erfolgsfaktor, an den vor allem der mitteldeutsche Wirtschaftsraum anknüpfen kann – und dies in einigen Bereichen sehr erfolgreich tut. Denn dessen reiche Geschichte zeigt, in welchem Umfang Geisteshaltung, Humankapitalbildung, Erfindergeist, ein „spirit of competition“ und schließlich wirtschaftlicher Erfolg ihre Ursache in den innovativen Informationstechnologien des 16. Jahrhunderts und der Aufklärung besitzen – weshalb nichts dagegen spricht, daß es wieder so werden kann. Positive Zukunftserwartungen sind ein zentraler Faktor der demographischen und sozialen Stabilisierung. Weiterhin betrifft dies den Erfindergeist, dem Deutschland historisch viele seiner Erfolge zu verdanken hat. Das macht es erforderlich, viel mehr als heute das Positive des begrenzten Risikos und des Experimentierens – nichts anderes machen Unternehmen – als Bildungs- und Kulturvorbild zu propagieren. Letztlich werden nur solche Wirtschaftsräume für innovative und hochqualifizierte Immigranten anziehend sein, die genau diese technologisch-kulturellen Anforderungen erfüllen. Die demographische Implosion im Osten drängt regelrecht dazu, diese Attraktivität offenzuhalten.

Ulrich Blum
(*Ulrich.Blum@iwh-halle.de*)

⁷⁹ BÖHMER, R., a. a. O. 2005.